

Wurzeln und Flügel haben

Über ethnische Communities und junge Weltbürger in Deutschland¹

Sehr geehrte Damen und Herren, wenn Sie den Titel meines Vortrags gelesen haben: „Wurzeln und Flügel haben“, so werden Sie kopfschüttelnd über die Unmöglichkeit nachgedacht haben, diese Attribute in einem Objekt, gar noch in einem Lebewesen produktiv vereinigt zu denken und zwar so, dass sie sich nicht gegenseitig blockieren.

Vor wenigen Tagen las ich dieses Bild in einer großartigen Dissertation einer jungen Frau aus Bosnien– Herzegowina namens Irena Grgic, die mit dem Thema „Individualisierte Ethnizitäten: Die Bedeutung der ethnischen Identitätskomponente bei jungen, intellektuellen MigrantInnen“ im letzten Jahr in München promovierte: Hinter diesem komplizierten Titel verbirgt sich Nachdenken und Erkenntnis einer ganzen Generation junger Deutscher, die dabei sind, selbstbewusst ihre Identität zu formulieren, in die unterschiedlichsten Erfahrungen eingeflossen sind – die der gesellschaftlichen Randständigkeit, der Chancenungleichheit und –vielfach- Armut, des sich selbst Behauptens, des lustvollen Erlebens vielfältiger Lebensentwürfe, vieler Traditionen und Geschichten, des Spielens mit und des Verletztwerdens und des deshalb Zurückweisens von ethnischen Mustern.

Auf einer Seite ihrer Selbstdefinierung stehen „alte Muster“ – wie Heimat und traditionell verstandene Ethnizität; auf der anderen Seite nun die internalisierten neuen, durch gegenwärtige Globalisierungstendenzen geprägten Wertvorstellungen, die alte Kategorien in Zweifel ziehen, sowie ihre Position als Intellektuelle, in der sie sich durch ihre Leistungen vom Rest ihrer ethnischen Gruppen unterscheiden. Zwischen diesen zwei Polen – dem veralteten Verständnis von Heimat und Ethnizität einerseits und ihrem neuen Bedürfnis der Unterscheidung von der ethnischen Gruppe andererseits – bilden sich die Identitäten der Befragten, in denen das Alte und das Neue, das Globale und das Lokale miteinander vereinbar sind.

Früher, vor 30 Jahren, hätte Frau Grgic wahrscheinlich in einer ärmlichen Gastarbeiterunterkunft mit anderen Frauen aus Jugoslawien gewohnt und vielleicht in einer Folkloregruppe des Bosnischen Kulturvereins der jugoslawischen oder bosnischen Community mitgetanzt.

Heute ist sie Assistenzprofessorin, im Konkurrenzkampf um eine Position an der Universität und in der internationalen Münchner Intellektuellen- und Kulturszene unterwegs, zusammen mit Amerikanern, Spaniern, Kroaten, Griechen, Palästinensern, schaut sich türkische Filme an und tanzt Tango, aber die Kochrezepte ihrer bosnischen Oma hegt und pflegt sie, und ihren kleinen Söhnen singt sie bosnische Lieder vor. Sie entfaltet ihre Flügel, ist sich ihrer Wurzeln aber wohl bewusst – wenn sie dies will, und nicht, wenn andere ihr dies aufdrängen.

¹ Vortrag anlässlich der Weltversammlung der CIOFF in Bautzen, 23.10.2014

Ich stelle Ihnen Frau Grgic vor, um Sie mitzunehmen in das interkulturelle Deutschland des Jahres 2014, zu den Menschen unterschiedlichster ethnischer Herkunft, die als Migranten das Land seit mehr als 50 Jahren verändern und prägen. Ich wurde gebeten, Ihnen zu berichten über die Rolle der ethnischen Communities in den deutschen Gemeinwesen. Lange habe ich mit ihnen gearbeitet als Leiterin des Kulturamtes Berlin – Neukölln, viel habe ich gestritten um ihre Anerkennung, gekämpft für eine Stadtkulturpolitik, die ihre Rolle und ihre Bedeutung ernst nimmt. Und ich habe in den 30 Jahren dieser Arbeit viele Veränderungen und Entwicklungen wahrgenommen – in Abhängigkeit von der Welt- und Landespolitik, von Generations- und Zeitflüssen, vom Umgang mit Bildung und Religion, von Armut, Kriegen und Flüchtlingsströmen, von Freundschaften zwischen Menschen, Solidarität zwischen Arbeitskollegen, Jugendcliquen, Liebe, Tod. Mit Menschen aus ca. 165 Nationen hatte ich es in Neukölln zu tun – es gab auch Nationen, die mit einem Menschen vertreten waren – wenn der wegzog, waren es nur noch 164 Nationen. Und dann zogen zwei aus zwei anderen Nationen zu – und dann waren es 166 Nationen... Die meisten von ihnen sind türkischer, polnischer und arabischer (palästinensischer) Herkunft, in zahlreichen Quartieren machen sie mehr als 60% der Bevölkerung aus. Viele von ihnen sind schon sehr lange in Berlin, aber der Flüchtlingsansturm auf Deutschland und Berlin – Syrer, Iraker, Afrikaner verschiedenster Länder, Sinti und Roma - lässt die Zahlen steigen und stellt uns alle vor neue Aufgaben.

Deutschland hat ca. 80 Millionen Einwohner. Davon haben – grob gerechnet – 20 % Menschen, ca. 17 Millionen, keinen deutschen Hintergrund, wie die mehr oder weniger offizielle Bezeichnung ist, und die – ab 1950 - als Migranten in ein fast ausschließlich autochthon deutsches Land kamen; viele von ihnen haben heute einen deutschen Pass, immer mehr bezeichnen sich als die „Neuen Deutschen“. Ein Drittel der Kinder unter fünf Jahren haben einen Migrationshintergrund (in Neukölln übrigens 80%). Mit 14,2 % stammen die meisten Migranten aus der Türkei, gefolgt von der Russischen Föderation (9,4%), Polen (6,9%) und Italien (4,2%). Viele dieser Migranten sind hier mit der festen Absicht, als Deutsche in Deutschland zu bleiben. Aber sie sind nur den staatsrechtlich geschützt, wenn sie die deutsche Staatsbürgerschaft haben. Diese ist – Änderung des Grundgesetzes – seit dem Jahr 2000 – relativ leicht zu erwerben. Damit wurden die Menschen, die seit Jahrzehnten das Brutto Sozialprodukt der BRD mit anhäufen, endlich auch der Bürgerrechte, insbesondere des Wahlrechts, teilhaftig. Kurz vor der gesetzlichen Klärung steht das Thema der Doppelstaatsbürgerschaft, für viele Migranten und ihre Kinder sehr wichtig, um für ihre Identität auch den passenden staatlichen Rahmen zu finden.

Diesen 17 Millionen Migranten gegenüber fallen quantitativ die winzigen nationalen Minderheiten - die Dänen, Friesen, Sorben und die deutschen Sinti und Roma – nicht ins Gewicht, es sind ca. 180 000 Menschen, in der Verfassung definiert und durch besondere Rechte geschützt. Darüber werden Sie im folgenden Vortrag mehr hören.

In Berlin, München, Frankfurt oder Hamburg allerdings bemerkt man sie nicht. Wer nach kultureller Vielfalt in Deutschland sucht, findet diese jedoch genau dort, in den großen Städten – dort leben, oft in bestimmten Vierteln oder Quartieren konzentriert, die Türken, Polen, Bosnier, Griechen, Araber, Russen – gepaart mit multiethnisch geprägter Armut. Und wenn wir mit ethnisch geprägten Communities zu tun haben, so spüren wir die Prägung durch den Kampf um Respekt und Anerkennung einer Migrantengruppe in einer fremden, reservierten Mehrheitsgesellschaft. Mit der Rolle der Communities in einem Gemeinwesen, in einer Kommune, als Teil von Stadtkultur, werde ich mich im Weiteren beschäftigen - und mit den Menschen, die sie brauchen, die sie aber auch konstituieren.

Diese Konferenz findet in einer für die zukünftige Identität Deutschlands wichtigen Diskussionsphase statt: Sehen die Deutschen ihre Zukunft bunt, multikulturell, die vielen Menschen aus vielen Ethnien mitbestimmt wird, oder hängen sie an der Tradition eines im Prinzip monoethnischen Landes, mit dominanter christlich-abendländisch geprägter Leitkultur?

Deutschland hat sich vor 10 Jahren zum Migrationsland erklärt, damit der von der Statistik abgebildeten Realität folgend. Vor fast 60 Jahren kamen die ersten „Gastarbeiter“ nach Deutschland. Zunächst fast unbemerkt veränderte sich das weitgehend monokulturelle Land in ein Einwanderungsland mit einer Vielfalt von Kulturen. Erwartet wurde von ihnen Assimilation mit der Erwartung, dass sie entweder demnächst „nachhause“ gehen sollten oder sich der Mehrheitsgesellschaft anzupassen hätten. Daraus wurde eine Gesellschaft, die heute beginnt, die neue Vielfalt als Bereicherung und Veränderungsprozess für alle Bürger zu erkennen. Dafür stehen die Leitbegriffe „Willkommens- und Anerkennungskultur“, und die Proklamation, dass nicht nur die willkommen sind, die hohe berufliche Qualifikationen haben, sondern alle, die Gründe haben und benennen können, warum sie hier leben wollen.

Von einem linearen Entwicklungsprozess jedoch kann nicht gesprochen werden: Soziale Lage, Bildungsstand, ethnische Herkunft, Gender, kulturelle Positionierung zwischen Herkunftstradition und transkulturellen Innovationsprozessen, generationelle Einordnung, demographische und regionale Faktoren bestimmen gegenwärtig eine Heterophonie der Lebensweisen und Haltungen derer, die auf der Suche nach Zukunft in diesem und für dieses Land sind. Diese Debatte – ich sprach anfangs von einem wichtigen Zeitpunkt für Deutschland – wird politisch und wissenschaftlich intensiv geführt, nicht zuletzt vorangetrieben von ökonomischen Interessen (Arbeitskräftemangel); Bundespräsident Gauck hat kürzlich als neues Leitmotiv die „Einheit der Verschiedenen“ gesetzt, damit die gesamte Gesellschaft in den Fokus nehmend und Vielfalt und Veränderung, transnationale Identitäten und vielfältige Zugehörigkeiten zur Selbstverständlichkeit erklärend. Dieses tatsächlich sehr wichtige neue Selbstverständnis ist vorbereitet durch einen gewichtigen Paradigmenwechsel: Die neu ins Land gekommenen Menschen und ihre Kindern werden nicht mehr als Last gewertet, sondern als Gewinn, als Potential der interkulturellen Kompetenz. So soll es jedenfalls sein, die Realität hinkt hinterher. Und die Gesellschaft ist gehalten, endlich für Chancengleichheit in allen Lebensbereichen zu sorgen. Daran fehlt es.

Insbesondere in dem besonders relevanten Bereich der Bildung ist dies nicht erfüllt, wie die Ergebnisse der PISA-Studien immer wieder belegen.

Deutschland ist heute den Zahlen nach ein Einwanderungsland – das zweitgrößte Europas –, dem Selbstverständnis nach aber nicht – ganz anders als Kanada, Australien, Argentinien und andere. Bis zu einem Staatsbekenntnis wie das Kanadas – „Diversity our strength“ – wäre, wenn überhaupt, noch ein sehr weiter Weg. Denn zu Deutschland fanden sich über Jahrhunderte – aus dem „Heiligen Römischen Reich deutscher Nation“ viele deutsche größere und kleinere Staaten zusammen zu einem Nationalstaat; die letzte Vereinigung fand erst 1989 statt. Ein manchmal fatal auswucherndes Nationalbewusstsein bis hin zu verbrecherischem Rassewahn war dessen Kehrseite. Viele von uns nach den Kriegen Geborenen sehen in der Öffnung für Migration und im Aufgehen in Europa die einzige sichere Abwehr dagegen.

Als ab ca. 1950 die ersten Gastarbeiter kamen, sahen sie sich mit einer einheitlichen Masse der Deutschen konfrontiert. Obwohl als „Gäste“ angeworben, war ihr Leben geprägt durch Ausgrenzung. Ohne verbindende Sprache, Lebensweise, urbane Lebensgemeinschaften erlebten sie Entwurzelung, oft mit Xenophobie begleitete Zurückweisung. Die unmittelbare Antwort darauf war die Bildung von ethnisch konstituierten Gruppen, in denen man die gleiche Sprache, das gleiche Essen, die gleichen – oder zumindest ähnliche – Freizeitbedürfnisse, oft auch die gleiche Religion pflegte. Dies war die Geburtsstunde der ethnischen Communities – Interessensgruppen der sich nach Gemeinschaft und Heimat Sehrenden. Insbesondere als für viele von ihnen klar wurde, dass sie aus ökonomischen Gründen jedenfalls länger als ursprünglich beabsichtigt bleiben wollten und deshalb auch begannen, ihre Familien nachzuholen, verfestigten sich diese Gruppen auch zu den ethnischen Communities oder – wie dies in „Amtsdeutsch“ heißt – Migrantenselbsthilfeorganisationen.

War die Erfahrung von Ausgrenzung konstituierend für viele dieser Gruppen, so ging es doch immer auch um Interessensvertretung, die manchmal politisch, manchmal religiös, manchmal kleinräumig-regional fokussiert war (z.B. „Verein der Pontos-Griechen“, einer griechischen Gruppe, angesiedelt in der Türkei, oder die „Alevitische Gemeinde“). Oft war es nicht mehr als der türkische Männerclub (der sich „Kulturverein“ nannte) oder die Fans eines bestimmten Fußballvereins, die hinter verhängten Fenstern – frauenfrei – ihren Spiel- und Trinkgewohnheiten nachgingen, viele aber auch gründeten Chöre, Instrumentalgruppen, pflegten Trachten, feierten gemeinsam nationale Feste, wie das islamische „Zuckerfest“, das „New Roz“-Fest der Afghanen und Iraner oder das Ter-Tiruvila-Fest der hinduistischen Tamilen. Andere scharten sich um Hilfs- und Beratungsstellen wie das griechische „To spiti“ oder gründeten selbst Hilfsvereine für politisch verfolgte Landsleute, wie z.B. das Afghanische Kulturzentrum, die großartige Flüchtlingshilfe organisierten. Manche stellten Sprachkurse für ihre Kinder auf die Beine, wie die tamilische Gemeinde, die gerade auch dabei ist, sich einen Hindu-Tempel zu bauen. Einige dieser communities leisteten Großartiges in der Pflege ihres mitgebrachten kulturellen Erbes, insbesondere Musik und

Tanz betreffend, auch als Signal in ihr Herkunftsland, was die Pflege der Traditionen betraf. Dies war aber nichtkonfliktfrei. Gerade die Beschaffung und Pflege der Kostüme konnte sehr teuer werden. Dafür beantragte man Fördergelder beim Staat oder bei der Kommune – bis diese entschieden, dies nicht mehr zu unterstützen: Sie praktizierten allein Traditionspflege und nicht auch Dialog und Kultur der Annäherung an die neue Heimat gewidmete Kultur. Die sich selbst eingrenzende Ethnozentrismus der Communities war für jemanden wie mich, die ich versuchte, die Kulturen eines Gemeinwesens miteinander ins Gespräch zu bringen, sehr problematisch, letztendlich musste man daran scheitern. Lud man zu einem gemeinsamen Konzert eine türkische, eine griechische und eine kroatische Gruppe ein, so brachte jede Gruppe ihre eigene Fangemeinde mit, die jeweils nach dem Auftritt ihrer Gruppe den Saal verließ bzw. erst dann kam. Um so mehr überzeugt die Arbeit eines der ganz wenigen interkulturell und nicht ethnisch aufgestellten Kulturzentrums in der Gropiusstadt. Es wird von Migranten selbst geleitet. Sie laden jenseits bekannter Vorlieben und Abneigungen der ethnischen Communities zu ihren Veranstaltungen Dialog-Partner ein: arabische und polnische, griechische und westafrikanische, russische und spanische, indische und irische Berliner Kulturgruppen, die sowohl ihre eigene Kunst zeigen und sich in gemeinsamen Programmpunkten versuchen. Mir scheint dies ein richtiger und wohl auch erfolgreicher Weg in einer vielfältigen Migrationsgesellschaft zu sein: den Dialog der Andersartigkeit, der Fremdheit zu führen und diese damit nicht ändern, sie aber weniger fremd erscheinen und sein zu lassen. Das Unter den Tisch kehren sieht nach Harmonie aus, aber deckt nur zu

Die Implementierung der internationalen Debatte um „Cultural Diversity“ und die Anschauung der ethnischen Communities hatte und hat sehr deutliche konkrete Konsequenzen in der Ausarbeitung einer politischen und kulturpolitischen und -praktischen Strategie. Denn dass das Bemühen der UNESCO um kulturelle Vielfalt nicht nur den Schutz Nationaler Minderheiten meinte, sondern auch die Interdependenz von Menschenrechten und multikulturellen Gesellschaften, wurde langsam deutlich; ausdrücklich thematisiert wurde die Notwendigkeit des Austragens durch Migration verursachte Konflikte und Minderheitsrechte innerhalb der Gemeinwesen. 2001 wurde es in der „Allgemeinen Erklärung zur kulturellen Vielfalt“ zusammengefasst: Es gilt, **Vielfalt und Differenz als respektiertes kreatives veränderndes Moment zu achten und den Reichtum der Vielfalt ebenso wie die Differenzen und Fremdheiten auch in ihrer Schärfe zur Sprache bringen.** Eine der entscheidenden Aufgaben für die Zukunft unserer „alten“ europäischen Gesellschaft und insbesondere Deutschlands in Zeiten weltweiter Globalisierung und Migration wird die Akzeptanz und Gestaltung einer gesellschaftlichen Realität sein, in der Multiethnizität eine Selbstverständlichkeit sein wird, ohne dass aus Angst vor Verlust des „Eigenen“ Exklusion praktiziert und Zwanganpassung gefordert wird. Die Akzeptanz der cultural diversity, die Achtung der Differenz ist als Notwendigkeit bewusst geworden. Deshalb ist die Aufmerksamkeit auch stärker auf die Reibungsflächen der Diversitäten mit- und untereinander zu lenken, um nicht zerstörerische Flammen entstehen zu lassen, sondern neue Energien im Kontakt der Unterschiede. Dies gab besonders für das künstlerische Leben wichtige neue Impulse.

Eine kulturelle Praxis, die ihre Zukunftspotentiale im Bewahren, Qualifizieren, Transzendieren von Eigenarten des Anderen, Fremden sieht und Lust und Innovation aus der Vielfalt der Weltkulturen repräsentierenden differenten Kulturen zieht, nimmt die ethnischen Communities als Form ethnisch-kultureller Selbstorganisation ernst: Hier finden sich Menschen zusammen, die ihre gesellschaftlichen Konventionen und Erfahrungen, ihre Geschichte, ihre Sprache, ihre Kulturtraditionen, ggf. ihre Religion so wertschätzen, dass sie sich im Migrationsland immer wieder dieser gemeinsamen Traditionen vergewissern wollen. Oft liegen diesem Bedürfnis Erfahrungen von Exklusion, Einsamkeit oder Xenophobie zugrunde; immer wieder erwacht in der 2. oder 3. Migrantengeneration im Kontext der Identitätssuche das Bedürfnis nach Erforschung familiärer, ethnischer oder kulturellen Wurzeln. Dieses Community--Bedürfnisse können im schwierigsten Fall zu die Mehrheitsgesellschaft ausgrenzenden Einbunkerungsmentalitäten und Getto--Verhalten führen, in den häufigeren Fällen sind sie eine zeitweise Heimstatt – im vertrauten Gottesdienst, in der Männergesellschaft der Moscheen, beim Feiern traditioneller Feste, als Möglichkeit, den Kindern auch die Sprache der Herkunft oder die Musik (Koreaner!) beizubringen. Oft sind diese Bedürfnisse auch in unterschiedlichen Lebensabschnitten unterschiedlich stark relevant.²

Die Aktivisten dieser Community-Inseln, die oft großartige Arbeit für ihre Ko-Patrioten leisten und die durchaus in der Lage sind, Kommunikationsnetzwerke über kommunale oder regionale Landschaften zu spannen und die meist die Partner für „Migrationsbeiräte“ o.ä. sind, dienen letztendlich dem Erhalt von Differenzierungen, über sie läuft der Aushandlungsprozess für die Gestaltung einer demokratischen Gesellschaft, sie sind – meist – der Träger der notwendigerweise initiierten Partizipationsprozesse, die eine interkulturelle Gesellschaft als Grundlage benötigt. Dennoch kann der sogenannte „interkulturelle Dialog“, der ja auf dem „zur Sprache bringen“ von Differenz basiert, Ausgrenzung bestärken, weil er ja das „Andere“ zum Ausgangspunkt und dessen Gesprächsfähigkeit zur Aufgabe erwählt hat.

Trotz der Erkenntnis dieser wichtigen Rolle grenzen sich zunehmend insbesondere junge Menschen aus der 2. oder 3. Migrationsgeneration von dieser Community-Orientierung ab; sie suchen Wege ins Neue, Freie, sich dabei aus den Gruppenzwängen ihrer ethnischen und / oder religiösen und / oder politischen Gruppe lösend. Wissenschaftlern bringen dies in Verbindung mit gesellschaftlichen Individualisierungsprozessen und Veränderungen der weltweiten Migration. Sie beobachten, dass – in Korrespondenz zu Globalisierung - Migration sich nicht mehr in großen oder kleineren (ethnischen) Strömen, sondern in individualisierten Wanderungen vollzieht. Die bedeutet eine Auflösung von Gruppenidentitäten und von Homogenität geprägten communities, die das Gemeinwesen mitprägen, hin zu einer Super-Diversity³ mit hoher innerer Komplexität. Sie wird von Menschen geprägt, die als patchwork-Persönlichkeiten sehr viele und sehr unterschiedlichen

² Die kanadische Gesellschaft spiegelt diese partielle Rückbindung an die Herkunft und zugleich die Teilhabe an allen gesellschaftlichen Prozessen bis heute bilderbuchmäßig wider.

³ S. Vertovec: Super-diversity and its implications. Ethnic and racial studies, 2007

Prägungen durch Familie, Tradition, soziale Lage, Bildung, ethnischem und sozialem Kontext erfahren haben und ihren eigenen Weg finden müssen. Sie haben sich auf den Weg in die Transkulturalität begeben, mit ihrem Leben und ihren Zukunftserwartungen. Sie sehen darin einen Weg, um die erlittenen Verletzungen und Entwicklungsbehinderungen, die sie durch Ausgrenzung erfahren haben, endlich ohne „Reethnisierung“ und Fremdbestimmung gehen zu können, ja selbst die Verantwortung – und die Entscheidungsmacht – übernehmen zu können.

Für diese Gruppe steht – gerade in Berlin – das „postmigrantische Theater“, in Selbstermächtigung so genannt, und künstlerisch außerordentlich erfolgreich: Das Gorki-Theater, wo seit einem Jahr eine Berlinerin türkischer Herkunft Intendantin ist, wurde soeben zum Deutschen „Theater des Jahres“ gekürt. Es ging zwar aus den begeistert Theater spielenden jungen Kreuzberger türkischen Communities hervor, grenzt sich aber mittlerweile massiv von diesen ab. Die „Postmigranten“ verwerfen jegliche Community-Orientierung. Sie lassen kulturelle Herkunft und Prägungen außer Acht, ebenso wie traditionelle Machtverhältnisse. Sie setzen auf die Power und Kreativität ihrer Persönlichkeiten, so wie sie in einer gegenwärtigen bunten Gesellschaft aufgewachsen und geprägt sind. Ihre interkulturelle Kompetenz gibt ihnen Stärke. Es ist dies ein wichtiger Impuls insbesondere für die Theaterszene⁴ und ein Schritt zur Realisierung des Eigenwillens einer neuen Generation, wenn auch ein sehr gewalttätiger, denn sie versuchen, um Unabhängigkeit zu erringen, ihre Wurzeln zu kappen.

In der Interkulturellen Szene Deutschlands vollziehen sich also gerade erhebliche Veränderungen, die ich versuchte anzudeuten. Die jahrzehntelang bedeutende Rolle der Communities, die für die Entwicklung eines gemeinsamen Lebens in Respekt und Vielfalt so wichtig war, wird von der weltweiten Globalisierungsentwicklung und ihrer Auswirkung für die Migration ausgehebelt. Die Gesellschaft und vor allem auch die von ihr bewegten Menschen haben sich diversifiziert; ihre Wünsche und Sehnsüchte haben sich verändert: Die „alte Heimat“ ist zu einem beweglichen, veränderbaren Traum von Heimaten geworden. Die Identitäten sind multipel geworden, nicht mehr an einem traditionellen Bild orientiert – sie sind transkulturell beeinflusst. Diese Erkenntnis wird sofort augenfällig in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, wenn man sie ihren Weg selbst suchen lässt. Aber der Weg ist nicht gerade: Sie schwanken hin und her zwischen dem kühnen „alles hinter sich lassen“ und dem Geborgenheit und Sicherheit suchen in Tradition, Familie und Ethnie. Sicher darf diese Suche nicht begleitet werden von Druck oder Drohung des Ausschlusses aus der Community. Vielmehr kommen hier große Aufgaben auf die – wie ich meine, weiterhin notwendigen – Community-Inseln zu, denn sie müssen ein Gesicht finden, das sie weiterhin attraktiv macht für diejenigen, die ihre Flügel ausprobieren wollen. Und so einfach ist es nicht, Wurzeln zu behalten und sich Flügel wachsen zu lassen.

⁴ Vorangetrieben und formuliert insbesondere im Team des HAU in Berlin um Matthias Lilienthal und von Shermin Langhoff weiterentwickelt im Ballhaus Naunynstraße, Berlin-Kreuzberg.
<http://www.zeit.de/kultur/2014-08/theater-des-jahres-gorki>

Sehr beeindruckt war ich von der Entwicklung der afghanischen Community – dem „Afghanischen Kulturverein“, der vor 40 Jahren aufgrund des ersten großen Flüchtlingsstroms beim Einmarsch der Russen in Afghanistan gegründet wurde und der kurz vor der Schließung stand, weil das Land Berlin die Arbeit nicht mehr finanzieren wollte – keine Community-Förderung mehr. Also mussten neue Wege gesucht werden, in diesem Fall das Theater : Zusammen mit einem jungen polnischen Regisseur entwickelten junge und ältere Vereinskollegen einen Theaterparcours durch „afghanische Orte“ in Berlin, berührten die Wunden und die Potenziale dieses gequälten Volkes, präsentierten traditionelle wie aktuelle Musik. Es endete als große Ballnacht im viel zu kleinen Raum, und das Ergebnis war tatsächlich transkulturell, auch nicht ethnisch exklusiv: Natürlich waren die nicht-afghanischen Partner und Freunde auch dabei. Die musikalischen wie die Tanzelemente reichten von Tango, Bauchtanz bis zum paschtunischen Attan-il-mili, Bollywood-Fake und Disco-Movements. Beteiligt waren alte wie junge Menschen, Männer wie Frauen. Hier wurde kein heimisches Brauchtum zelebriert, sondern lebendige Gegenwartskultur, die für diesen Abend Heimat konstituierte.

Die jungen Menschen, die die Verantwortung übernommen hatten für diesen Abend und ihn steuerten, waren glücklich, und sie werden, wenn sie Zeit finden neben ihren Jobs als Lehrer, Teppichhändler, Schneider, Imbissbesitzer, weitermachen. Ihnen scheint gelungen zu sein, selbstbewusst neue Kosmopoliten geworden zu sein. Und sie werden Wurzeln und Flügel haben, und dies wird kein Widerspruch in sich sein.

Literatur:

Beck, Ulrich (2004): *Der kosmopolitische Blick*

Bhabha, Homi K. (2000): *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg

Bundesamt für Migration und Flüchtlinge: *Migrationsatlas 2013*. Nürnberg 2013

Online verfügbar unter: <http://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Migrationsatlas/migrationsatlas-2013-08.pdf>

Asit Datta: *Transkulturalität und Identität. Bildungsprozesse zwischen Exklusion und Inklusion*. Frankfurt (2010)

Irena Grgic: *Individualisierte Ethnizitäten*

Die Bedeutung der ethnischen Identitätskomponente bei jungen, intellektuellen MigrantInnen

http://edoc.ub.uni-muenchen.de/15793/1/Grgic_Irena.pdf [2014 -09 - 16]

Kolland, Dorothea: *Werkstatt Stadtkultur. Potentiale kultureller und künstlerischer Vielfalt*. Essen (2012)

Römhild, Regina: *Migranten als Avantgarde*. In: *Blätter für internationale Politik*, 5' 07

S. Vertovec: *Super-diversity and its implications*. *Ethnic and racial studies*, 2007

